

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Der Tote vom Hinterberg
Autor: Wirth, Leo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574148>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf der Tribüne beginnen zwei Innerröhödler zu fiedeln, ein anderer brummt mit der Bassgeige, einer trompetet, und ein finstter schlägt das breite, wundersame, tiefsummende Hackbrett. Sie brauchen keine Notenblätter. So ein Innerröhödler spielt alles reinweg aus dem Kopf. Der Borgeiger hebt an, und sogleich wissen die andern, wie sie einfallen müssen. Das gibt eine Musik voll ländlicher Wildheit und Frische. Das Hackbrett tut es einem neben der vorlauten Bioline besonders an. Tische, Stühle, Zimmerbalken scheinen sich zu drehen vor Tanzhaftigkeit.

Aber noch immer röhren sich die Knaben nicht. Die holde Weiblichkeit verzehrt sich fast vor Ungeduld.

Endlich, nachdem zehn feurige Takte gespielt sind, löst sich ein schlanker, hoher, glutäugiger Junge vom Haufen, durchquert mit ein paar großen stattlichen Schritten den gescheuerten Saal, zupft unter einem stolzen halben Lächeln eine blonde Mina oder eine braune Ida am Ärmel und beginnt den Reigen. Der Anfang ist gemacht, der bei einem konservativen Bölklein immer so zähe Anfang. Nun stürzt sich alles auf die Böpfe. Paar um Paar wirbelt durch die Wirtschaft. Der mächtige Saal wird für die noch viel mächtigere Tanzlust zu eng. Die Spielleute, die Tänzer, die Wände schwitzen. Und dennoch, sie tanzen alle Tänze, diese Grünlinge des Lebens, aber am liebsten die heftigen und tollen. Hie und da raunt der lecke erste Tänzer dem Borgeiger zu: „Nochmal den vorigen, den schnellen, wilben Walzer, der kann mir's!“ Und bietet ihm, halb wie Dank, halb wie Bezahl, ein Glas Wein hin.

Nein, nicht einen Tanz lassen diese Tollköpfe aus! Selbst ein siebenjähriger Balg, der das Abe erst bis zum d weiß, ein kleiner Spitzbube mit gelben Hosen, roter Weste, einem breiten, mit Appenzeller Kühllein bestickten Gurt und dem runden Lederkäppi auf dem Kraushaar, reicht mit vierjähriger Freundschaftlichkeit einer Sechsjährigen, die fast noch Puppe ist, den Arm. Die Drolligen hüpfen nun ohne Regel und Gesetz, nur dem Rhythmus ihres leichten Appenzellerblutes gehorchen, durch den großen Menschenkreisel. Von den Größern hin und her geworfen und völlig auseinandergerissen, strecken sie sich die Arme zu und finden sich immer für ein paar Takte wieder. Und wie sie dann ihre Kirschen Luppen vor Lachen auseinanderreißen, erst, weil sie sich verloren, und dann, weil sie sich doch wieder gefunden haben! Aber am allermeisten lachen sie, weil sie sich ganz sicher nochmals verlieren werden! O lachende, leichtherzige Gaiserkinder!

20. Lebe wohl!

Ich weiß eine Stunde, Gaiserbähnli, wo du über dieses Lachen und Tanzen wie ein Türke geflucht hast.

Es war im vorletzten Winter. Du hattest deine Heldenzeit.

Was ist das Große, wenn die Gotthardbahn vierzig und sechzig Wagen auf glatter Bahn und gescheuerten Schienen rollt? Zum Lachen! Aber wenn du über Eiskrüsten fahren mußt, sodaß deine Räder die Gleise nicht mehr fassen, wenn dir der Schnee bis an die Brust geht und sich dir ganze Eisberge wie am Nordpol entgegenstemmen, wenn du nichts mehr siehst als weißen Himmel und weiße Erde, ha, wie deine Kollegen vom Tiefland den Mut sinken ließen! Swarz auch dir ward bange: du solltest nach Appenzell, und kein Zollbreit rücktest du mehr von der Stelle!

Da erinnerst du dich, wie bei einer Schülerrahrt der allezeit so kindersrohe Pfarrer den aufsprechenden Jungen zur Kurzweil des Weges eine alte eidgenössische Schlacht erzählte. Fein, wie er's kann! Bei Sempach, glaub' ich, war's. Die Feinde trügten und starrten. Alles schweizerische Stoßen und Lupfen nutzte nichts. Die ehrne Feindesfront beharrte wie der Schneewall hier. Bis Winkelried kam. An das erinnerst du dich und gehst einige Schritte zurück, nimmst einen Anlauf — wieder zurück! Noch einen Ansturm, und wieder zurück! Endlich, ob es dir auch die Brust eindrückt, wagst du einen letzten Winkelriedvorstoß. Und sieh da, solcher Heldenhaftigkeit widersteht keine Macht der Welt: der Schnee weicht, heilo, die Schlacht ist gewonnen, die Bahn ist frei!

Fröhlich rumpelst du Appenzell zu. Da, was ist das? Von Gais zittert der Ton einer vorlauten Geige zu dir. Richtig, die Jungen haben ihren Fastnachtstanz in der Krone! Was, hier soeben noch tödliche Arbeit und dort beinschwingender Tanz! Hier fast Ersticken im Schnee und dort geöffnete Halskragen und Jacken vor Festhölze!

Damals war's, wo du grimmig ausbrachst: „Verfluchtes Lachen und Nichts...“ Aber du redetest nicht aus. Dein großer Verstand, der dich überall begleitet, schnitt dir das Wort ab. Du überlegtest, und zuletzt brummtest du: „Nun wohl, las sie tanzen! Früh genug kommt über diese weichen Gesichter der Daseinsernst mit seinen Gefechten, seinen Feindesfronten, seinen Widerständen und hoffentlich auch seinen erlösenden Winkelriedstaten!“

Fahre wohl, Bähnlein, nach Appenzell, fahre wohl! Aber wenn du von der Höhe des Sammelplatzes noch einmal zurückhaust ins hohe Dorf, dann grüße es nochmals mit deinem lecksten, bundeswidrigsten Pfiff! Und grüße es auch von mir, dem fernen, stadtbedrückten, nach freien Bergen und freien Menschen dürstenden Schreiberlein!



Der Tote vom Hinterberg.

Roman in Bleistiftnotizen von Leo Wirth, Charlottenburg.

Warmer Junisonnenschein liegt auf den glitzernden Bergen. Hoch oben schmilzt der Schnee, und durch die schauerlich einsame Wildnis der Alpen donnern dumpf die Lawinen.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

Schon haben die Weiden zu grünen begonnen; von den Maiensäcken herauf tönt schüchtern das Gebimmel der Herdenglocken. Bald wird es Sommer sein. Sommer in den Alpen, das ist wie Frühling im Tal —

die Zeit des überreichen Blühens, des Duftens, des fröhlichen Zusammenspiels der Farben!

An der bröckelnden Faulhornkette, die lang und einförmig vor den grandiosen Eistempel des Berner-oberlandes gelegt ist, zwischen der trohigen Similiwand und dem zerrissenen Grate des Hinterberges liegt ein großes Steinrümmerfeld. Jahrhunderte haben hier die Spuren ihrer wuchtigen Zerstörungskraft hinterlassen; Block um Block brachen sie jeden Frühling dort oben los und wälzten die splitternden Kolosse mit Krachen hinab, eine große schöne Alp unter den Trümmern begrabend. Wenige dürtige Pflänzlein drängen ihre grünen Blättchen zwischen dichtem Steingeröll ans Licht; kaum ein Blütenstern der Anemone findet genug Platz auf dem großen Totenfeld, um fröhlich in den Tag hinauszuleuchten.

Furchtbar ernst und hoffnungslos ist hier die Welt. Als hätten Urzeitriesen in der Wut einer grauenvollen Schlacht halbe Berge gegeneinander geschleudert und wären dann knirschend von dannen gezogen — so grausam wüst liegt die gewaltige Walstatt da. Stein türmt sich auf Stein, Fels auf Fels bis hinab zum See, der unheimlich dunkel im Schatten kahler finsterer Berge liegt.

Aber etwas Heroisches webt um diese Riesentrümmer, fast wie der Hauch einer unbegreiflich großen sagenhaften Geschichte, die mit der begrabenen Alp unter Steinen versank. Wenn dann der leichte Firnwind aus den hohen Bergen herüberstreicht und von entfernten Alpen den zarten Duft der brauen Männertreu verstoßen mit sich führt, dann ist es doch, als vermählte

sich die holde Blütenpoesie der Gegenwart mit einem dunkeln Grinnern an vergangene große Katastrophen, und wo beide zusammengingen, da wäre tiefer Frieden und blühte schauerlichfüße Schönheit auf.

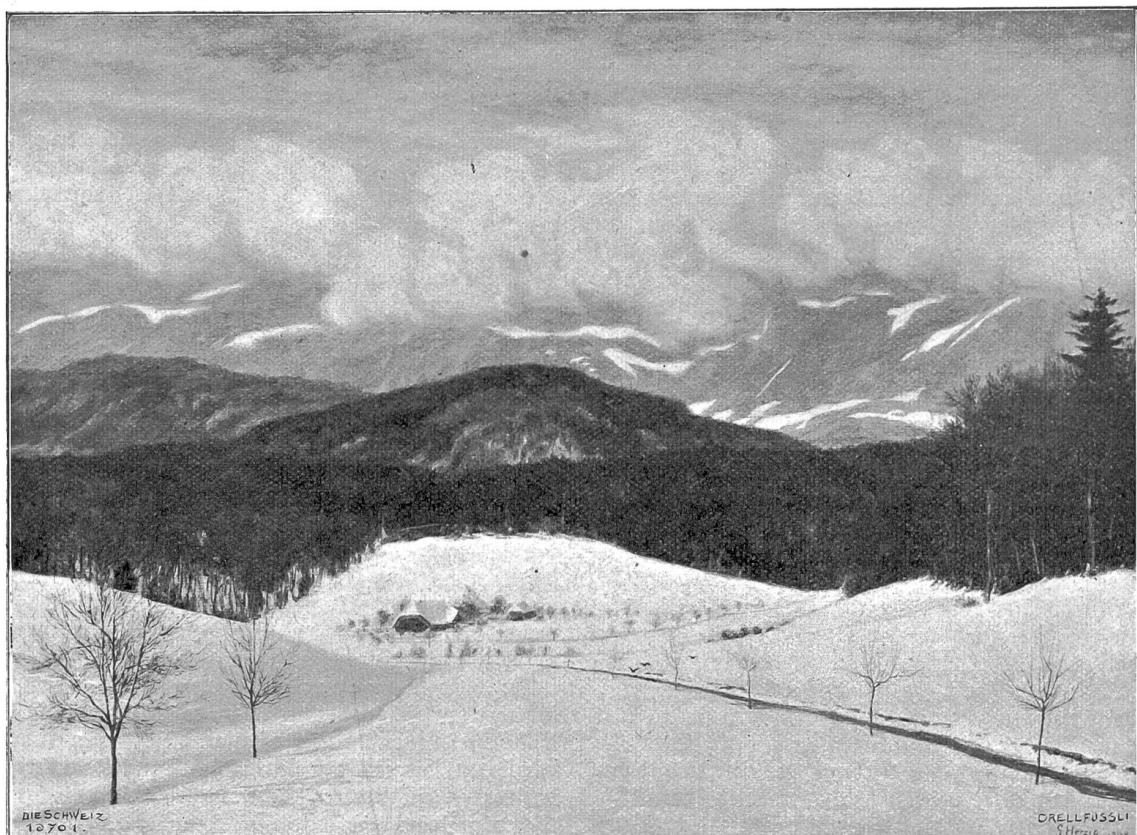
* * *

„Zuhu!“ Wie Lachen und Singen schallt der helle Fauchzer von Berg zu Berg. Auf einen der größten Felsblöcke der schweigenden Ruinenlandschaft hat sich die starke Gestalt eines jungen Mannes geschwungen. Lustig schwenkt er seinen Hut in der Luft. „Zuhu!“ Von allen Seiten wiederholt das Echo den frischfröhlichen Alpenschrei.

Ein zweiter Tourist in hellem Lodenkleide taucht aus der Tiefe kletternd auf. Am Bergstock hat er Alpenrosen und Enzianen festgebunden, ein ganzes Bütte! Erleichtert atmet er auf und blickt sich um. Seine Augen blitzen vor Freude. „Gewonnen! Nun kann uns der Hinterberg nicht mehr zum Narren halten! Dort hinter der Similiwand muß schon das Faulhorn liegen: ein Käkensprung, und wir sind dort!“

Die beiden jungen Männer kommen vom Gießbach herauf. Sie haben der Alp einen flüchtigen Besuch gemacht, dann die Felswände und Geröllhalde des Hinterberges erklettert, und ihr heutiges Touristenziel ist die Krone des ganzen Gebirgsgrates, das einsame Faulhorn mit seinem heimeligen Hotel.

Nach kurzer Kraft brechen sie auf und streben, an wüsten Absturzflächen und altem Lawinenschnee vorbei, beflügelten Schrittes einem ragenden Felsgrat zu, von



Gottfried Herzig, Meienbach, Winterlandschaft.

wo die verschlungenen Pfade der Alppler zum Gipfel des Berges emporführen.

„Der See! Der See! Siehst du, wie nahe!“ ruft der Vorausgehende mit Frohlocken zurück. Über jede ihrer neuen Entdeckungen freuen sie sich wie Kinder. Denn der Aufstieg aus der Gießbachschlucht war anstrengend und ermüdend, und jetzt erscheint ihnen das bequeme Dachinschlendern inmitten einer grandiosen hochalpinen Trümmerwelt als ein wahrer Genuss. Jeden Augenblick tauchen andere, niegesehene Bilder vor ihnen auf. Geradeaus und zur Seite stürmen sich schwärzliche Felsmaßen gen Himmel, dazwischen liegen Steinblöcke, spärliche grüne Rasenplätze, Alpenrosenfelder und unten der felsame melancholische See. Links hinaus öffnet sich ein gewaltiges Tal, und jenseits stehen schroff die wolkenstürmenden Gipfel des Wetterhorns, des Eigers und der reinweißen Jungfrau.

Plötzlich hält der Vorausgehende seine Schritte an. An einer Felsplatte, die wie eine Ruhebank inmitten wüsten Gerölls und zerzauster Alpenrosenbüschel lagert, bückt er sich zur Erde und hebt einen Bergstock auf, der neben dem Steine lag.

„Wie seltsam, Fritz, hier finde ich einen Bergstock!“ Beide betrachten erstaunt den rohen braunen Stecken aus Haselholz, der unten eine feste Eisen spitze trägt und oben in der Rinde mit dem Messer künstlich eingegraben das Wort „Axalp“. Unmittelbar neben der Schrift zeigen sich noch die Spuren einer halb abschweierten, nicht mehr lesbaren Jahreszahl.

„Sollte hier einer verunglückt sein?“ fragt der junge Mann, indem er das alpine Fundstück nachdenklich in den Händen wiegt.

„Aber nein, das glaube ich nicht!“ entgegnet der andere. „Wie wäre es nur möglich? Mit dem besten Willen könnte man auf diesem festen Terrain nicht abstürzen. Sieh dich nur einmal um! Wo im Kreise von fünfhundert Metern ist auch nur die geringste Gefahr?“

„Vielleicht Steinschlag . . .“

„Ich kann auch das nicht glauben. Wenn von dort droben Steinschlag bis hier herunter kommt, dann ist auf diesen Trümmern die Gewalt des Sturzes schon halb gebrochen. Mit ein wenig Gewandtheit kann ihm dann jeder entgehen. Zur Not liegen ja hundert gewaltige Felsblöcke da, hinter denen man sich absolut sicher bergen kann, wenn's oben kracht . . . Nein, hier kann keiner verunglückt sein!“

„Aber der Bergstock? Welche Bewandtnis kann es nur damit haben?“

„Das erkläre ich mir ganz einfach. Der Mann ist, wie die Inschrift zeigt, gleich uns von der Axalp heraufgekommen. Hier hat er das Schwierigste überwunden gehabt. Der schwere Stock ist ihm unnötig und lästig geworden. Da hat er ihn eben liegen lassen . . .“

„Mir will es nicht recht in den Sinn. Ein Tourist, der seinen Bergstock wegwirft! Das wäre wie ein Soldat ohne Säbel! Im Gegenteil, der Bergstock ist das Letzte, was wir aus den Händen geben! Wir schleppen ihn mit, soweit es geht, und wäre es auch nur, um den Leuten dort unten zu zeigen: Sieh einmal, wir sind auch im Gebirge gewesen und haben dem Tod ins Auge geschaut! Was sagt ihr dazu?“

Fritz hat sich auf die Felsbank gesetzt, die breit und weiß aus dem Grase emporragt. Der Bergstock ist für

ihn jetzt abgetan. Seine Blicke wandeln ins Tal von Grindelwald hinab, wo die blauen Gletscherströme der Hochalpen zwischen grünen Bergmatten versiegen.

„Komm, Karl, ruhen wir uns aus! Seh' dich da neben mich; ich schaffe dir schon Platz! Von hier ist der Ausblick wunderbar!“

Einen zackigen scharfkantigen Stein, der neben ihm lose auf der glatten Fläche der Felsbank liegt, schiebt er mit Kraft beiseite, daß er in die Alpenrosenbüschel kollert. Auf einmal aber weiten sich seine Augen. Mit grenzenloser Verwunderung starrt er auf die Bank neben sich, wo eben noch der schwere Stein gelegen. An der Stelle ist ein dicker schwarzer Portefeuille sichtbar geworden, das von dem Stein bedeckt und dadurch sehr einsch gegen Sturm und Wetter gesichert gewesen. Jetzt liegt es bloß, eine seltsame, rätselhafte Spur von einem Menschen, der einmal hier oben geweilt haben muß, dies Andenken seiner Existenz zurückgelassen hat und seitdem nicht wiedergekommen ist. Wozu? Warum? Was mag das alles bedeuten? Dunkel und geheimnisvoll liegt die Brieftasche auf dem Felsen und keiner will sie zuerst berühren, als berge sie etwas Gruselndes, ein drohendes, dunkles Verhängnis.

„Nun aber, Fritz, wie erklärst du dir das? Ich glaube, hier ist doch ein Unglück passiert!“

Fritz antwortet nach einem Nachdenken: „Wir wollen einmal sehen, was in der Tasche steckt . . .“

Ein Frösteln geheimen Schauders geht dem jungen Mann durch die Glieder, als er das schwarze feuchte Portefeuille ergreift und zögernd aufmacht. Nichts ist darin, als ein umfangreiches, in Leder gebundenes Notizbuch. Das Papier hat durch den Schnee und die Nasse kaum gelitten; es ist bloß ein wenig feucht, und stellenweise sind die Blätter schwach zusammengelebt. Fast bis zur letzten Seite gehen Bleistiftnotizen, eng geschrieben, manchmal sehr undeutlich, am Schluß ganz verworren über die Seiten laufend wie Kindergespräch.

Fritz schlägt die feuchten Blätter auseinander, und seine Finger gleiten hastig durch das Manuskript.

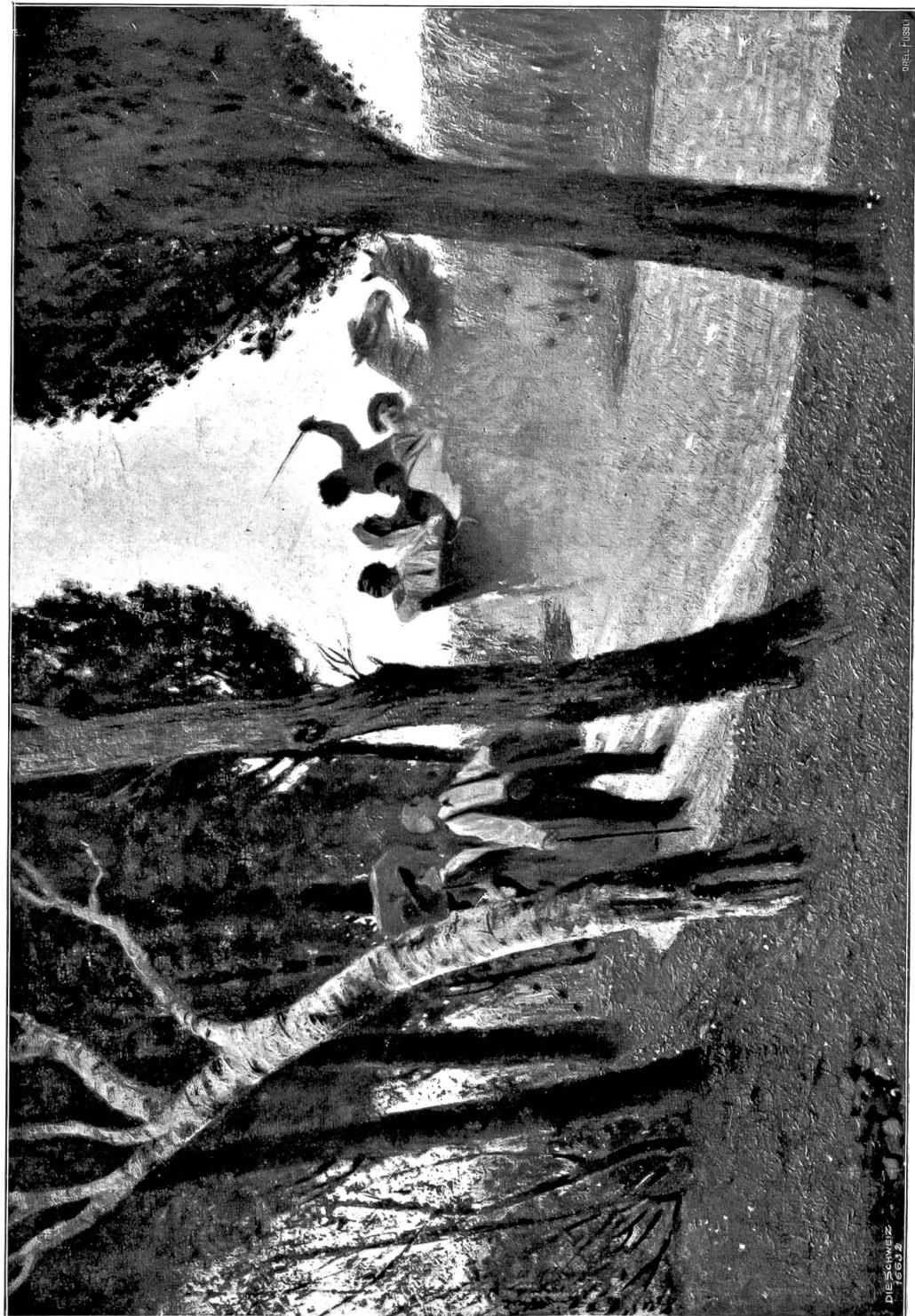
„Ein Tagebuch,“ sagt er.

„Ein Tagebuch? Hier oben?“ verwundert sich Karl. „Wie du siehst! Vielleicht gibt uns diese Schrift Auskunft über ihren Verfasser und unsere zwei seltsamen Funde. Jedenfalls nehmen wir Bergstock und Tagebuch mit . . .“

„Welch ein kuriöser Ort zur Aufbewahrung eines Tagebuchs!“ Kopfschüttelnd sieht Karl auf den weißen Felsen nieder.

„Du,“ ruft Fritz nach einer langen Pause, „ich glaube, das Buch ist interessant! Ich habe da schon allerlei Merkwürdiges im Vorbeigehen aufgefischt. Stellen, wie in einem Roman . . . Und schon die bloße Schrift fesselt mich. Ein eigentliches Dokument! Sieh einmal, ein ganzes Tagebuch in Bleistiftnotizen! Und welche sonderbaren Charaktere! Ich fühle den Graphologen wieder einmal in mir erwachen. Zum Beispiel: diese dünnen, verschönerten Züge — ein unsicherer, auf sich selbst nicht recht vertrauender, vielleicht auch sehr willensschwacher Mensch; diese großen Anfangsbuchstaben, die fast den Lettern des Druckes nachgebildet scheinen — ein feinerer Geist, vielleicht Künstler, ästhetisch veranlagt; die aufrechte Stellung der Schrift — ein gerader, ehrlicher, offener Sinn; die einzelnen Linien

Sommertag.
Nach dem Gemälde von Emil Meier, Engstringen,
in Zürcher Privatbesitz.



wellenförmig auf- und ab schwankend — rasch wechselnde Stimmung, „himmlisch jauchzend, zu Tode betrübt“; die Zeilen am Ende tief heruntergezogen — melancholische Grundstimmung, Kleinmut, Resignation . . . Das alles gibt ein sehr unklares, verschwommenes und doch eigenartig anziehendes, rätselhaftes Bild. Ein Charakter, der mich interessieren würde . . .“

„Du,“ unterbricht ihn Karl, „ich glaube, wir verlieren damit unsere schönsten Tagesstunden. Wenn wir die Berge noch genießen wollen, müssen wir vor Sonnenuntergang auf dem Gipfel sein. Die Rätsel dieses Buches können wir doch nicht jetzt auf der Stelle schon lösen. Dazu braucht es Zeit. Hoffentlich gibt uns die Schrift eine ganz gute Lektüre für den Abend. Dann, nach vollbrachter Tat in der traulichen Hotelstube, lasse ich mir's gerne gefallen. Vielleicht ist's das Testament eines originellen Bergkratzers, vielleicht bloß ein launiger Touristenstull! Aber jetzt, nicht wahr, vor den toten Buchstaben kommt das lebendige Leben . . .“

Er hat sich auf den Felsblock gestellt; aber der Jauchzer, den er talabwärts schmettert, klingt diesmal nicht so übermütig froh wie sonst. Der liegengebliebene Bergstock und das geheimnisvolle Tagebuch haben doch allerlei grübelnde Gedanken erweckt, Fragen, auf die kein Mensch antwortet, zu denen die Berge als stumme Zeugen ewig schweigen werden.

* * *

Draußen erlischt der letzte Tageschein. In der Ferne stehen wie schwarze und weiße Gespenster die Berge überirdisch groß im blässen Sternensimmer. Dann und wann zieht ein Nebelstreif langsam vor den Fenstern vorbei. Durch die niedrige Stube des Faulhornhotels weht behagliche Wärme. Die geschäftige dicke Wirtin hat den späten Gästen zulieb frisch eingehetzt;

denn hier oben ist's auch an Sommerabenden so kalt, wie dort unten im tiefsten Winter. Das macht der schmelzende Schnee und die Nähe der Gletscher.

Jetzt räumt die Wirtin den Tisch ab, an dem die Fremden gespeist haben, und verschwindet darauf mit starken Schritten in der Küche. „Wie mag diese Niedendame nur da heraufgekommen sein?“ Neber diese Frage zerbrechen sich die zwei schlanken Fremden ebenso erfolglos die Köpfe, wie alle Bergsteiger, die das Faulhorn besuchen. Gottlob ist sie da und kocht, daß man zeitlebens bei ihr zu Gast sein möchte. Gesättigt, erwärmt und in wohliger Müdigkeit dehnen sich die jungen Alpinisten auf der Fensterbank und tun von Zeit zu Zeit einen träumerischen Blick in die nächtige Bergwelt hinaus.

Fritz fährt auf einmal, sich erinnernd, zusammen, greift in die Brusttasche seiner Lodenjacke und holt das Portefeuille, den Fund vom Hinterberg, heraus.

„Du, nun können wir in Ruhe das Tagebuch lesen! Nicht?“

Er schiebt die Lampe näher und wendet die feuchten Blätter um. Sein Freund sieht ihm über die Schulter, und so durchgehen sie, eng zusammengerückt, das Dokument von unbekannter Hand mit den vielfach unterbrochenen Bleistiftnotizen. Als wäre es eine Botschaft aus dem Jenseits, so starren die jungen Männer, immer gespannter werdend, auf die sonderbar verschökelten Zeichen. Neber zwei Stunden sitzen sie schweigend da, nicht das Kommen und Gehen der Wirtin, auch nicht das zeitweilige Rumoren des Wirtes im Nebenraum bemerkend. Die blässen Schriftzüge nehmen ihr ganzes Denken in Anspruch. Einer wendet langsam die Seiten, während ihm der andere fast atemlos lesend über die Schulter blickt.

(Fortsetzung folgt).

Zu den Bildern von Gottfried Herzig.

Eigentlich bedürften die Bilder des Berner Künstlers hier keiner Einführung mehr, ist doch Gottfried Herzig ein alter Bekannter der „Schweiz“. Im Sommer 1905 haben wir dem Werke des damals noch wenig bekannten Malers eine besondere Nummer gewidmet*), die ein einigermaßen vollständiges Bild von der Art und den Zielen seiner Kunst gab. Es ließen sich damals in seinem Schaffen zwei scheinbar heterogene Linien verfolgen, eine heimatgetreue, bodenständige schlichte Kunst und eine allegorisch symbolisierende, nach großen Gegenständen und erhabenem Ausdruck ringende. Freilich diese Verschiedenheiten lagen eigentlich fast nur im Stofflichen. Die Kunstweise war hier wie dort dieselbe tüchtige, strenge, wirklichkeitsstreue, allen Phantasien abholde. Was wir nun aber seither von Herzigs Werk zu Gesicht bekamen — einiges davon wurde auch durch unsere Zeitschrift vor das Forum der großen Öffentlichkeit gebracht**) — scheint zu zeigen, daß der unablässig strebende, von heiligem Wollen erfüllte Künstler



Gottfried Herzig (Phot. C. Ruf, Basel).

sich mehr und mehr von dem Reich der Lockungen und Klippen, der Unklarheiten entfernt und sich von der symbolisierenden zur gegenständlich lebendigen Kunst wendet. Dadurch aber stellt sich Herzig auf denjenigen Boden, in dem seine eigene schlichtstarke, trockige Art wurzelt und damit auch die Kunst, in der ihm Schönstes zu schaffen gegeben ist. Nicht aus ästhetischer Ansicht allein kennt Herzig die Natur. Aus bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen, auch heute noch dem Beruf des Landmannes nicht fremd, ist er mit der Natur, in der er gelebt, mit der er gerungen hat, aufs innigste vertraut. Er kennt und liebt sie in all ihren Neuerungen und Lebensformen und versteht sie wie ein Angehöriges. Seine Landschaftsbilder erzählen genugsam von diesem intimen Naturempfinden. Ob er nun den Blütenprunk einer Frühlingswiese schildert, ob er von der Herrlichkeit eines weiten durchsonnten

Sommertages oder von der weichen Schönheit eines Juniaabends erzählt, wenn See und Himmel im letzten Sonnengruß erglänzen, oder ob er von der lautlosen Einsamkeit eines verhängten Winterabends redet — immer ist es, als ob wir die Stimme der Natur selber vernähmen, unmittelbar und eindringlich, sodaß man

*) Vgl. „Die Schweiz“ IX 1905, 340 ff.

**) Vgl. „Die Schweiz“ X 1906, S. 247 und 417; XI 1907, S. 40/41, 275 ff. 279.